Warum ich das Trema dem Gravis vorziehe

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **6 (1998)**

Heft 2-4

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DOO WONI WOHN

Unter diesem Titel hat Bruno Epple aus Wangen am Untersee 1992 in der Gruppe Zürich einen Leseabend bestritten; jetzt liegt das hübsche und liebenswürdige Bändchen alemannischer Gedichte gedruckt vor. Auf der rechten Buchseite jeweils das Gedicht, links unaufdringliche Worterklärungen «für den Fall" und geheimnisvolle Federzeichnungen des Autors selbst. Das Motto des Büchleins stammt aus der Ars poetica des Horaz: Celebrare domestica facta – Heimatliches zu Ehren bringen; in der mundartlichen Spiegelung:

Du mi Modder mi Sprooch
vu klä aa hosch mi
am Bändel
und all no zabbli mi ab
a dir
und kumm doch it los.

Ein gehaltvoller Zugang zur zauberhaften Welt am Bodensee! Mit der lautlichen Umsetzung von geschriebener Mundart haben wir es schon in den schweizerdeutschen Dialekten nicht immer leicht; geschweige wenn's über die Landesgrenze geht. Bruno Epple ist aber auch zu *hören* auf der S. 27 erwähnten Kassette Nr. 11!

JÜRG BLEIKER

Bruno Epple, Doo woni wohn.
Alemannische Gedichte. 92 S.
Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen 1998.
ISBN 3-86136-028-4

WARUM ICH DAS TREMA DEM GRAVIS VORZIEHE

Wer zürichdeutsch schreiben will, sieht sich vor die Frage gestellt, wie er die halboffene Qualität des Lautes «e» bezeichnen soll. Was ist vorzuziehen: è oder ë? Das Zürichdeutsche und einige weitere Dialekte unterscheiden drei e-Laute: Das geschlossene e in *gsee* und *legge*, das überoffene in *schlächt* und *Wääg*, und dazwischen das halboffene in *fërtig* und *schwëër*. Wie soll man letzteres nun schreiben? Dieth schlägt ë – also e mit Trema – vor; so steht es auch in der zürichdeutschen Grammatik von Albert Weber und in der luzerndeutschen von Ludwig Fischer. In der letzten Auflage des zürichdeutschen Wörterbuchs steht è und in der von Christian Schmid-Cadalbert betreuten Neuausgabe der «Dialektschrift» gibt es nur noch è und das ë ist ganz unterdrückt. Für Berner und Ostschweizer stellt sich das Problem nicht, sie haben nur zwei Qualitäten von «e» und kommen daher mit e und ä allein aus.

Welche Argumente sprechen nun für die eine oder andere Schreibart? Der Gravis hat den Vorteil, dass das französische è und das zürichdeutsche einander lautlich genau entsprechen. Ferner wird der Gravis in konsequent durchgeführter Diethschrift auch zur Bezeichnung der offenen Qualität von ì, ò, ù, ȯ̀ und ǜ gebraucht. Von Vorteil ist das è auch für Leute, deren Schreibmaschine kein Trema besitzt (bei Maschinen

mit Korrekturband kann man aber z.B. ein ö schreiben, mit einem o den untern Teil wegkorrigieren und durch e ersetzen!), den Druckereien bietet das Trema keine Schwierigkeit, da sie es für französischeTexte sowieso benötigen. Dient der Gravis der Wissenschaft, so hat das Trema den Vorteil, dass es in einem literarischen Text nicht wie ein Fremdkörper wirkt. Es ist nämlich insofern systemkonform, als es auch bei den Vokalen ä ö ü längst eingebürgert ist. Das ë ist also nie ein fremder Gast. Jemandem, der aber das è lieber hat, möchte ich nicht vor dem Glück stehen. Die Sache ist ja solange nicht entschieden, als es keine amtlich festgelegte Orthographie für unsere Mundarten gibt.

Ein verwandtes Problem bereitet uns auch die Wahl zwischen i und y. Manche Leute ziehen das y vor, weil seine Tradition bis zum Kanzleialemannischen zurückgeht, andere finden, ii passe besser zum Diethsystem, wonach lange Vokale immer durch Verdoppelung bezeichnet werden. Nun verwenden aber die Basler das y für jedes geschlossene i. Das ergibt dann *Syyde* für Seide, *Lyt* für Leute, und *Bitt* für Bitte neben *Schiine* für Schiene. Bei der alphabetischen Anordnung in einem Wörterbuch stehen dann i und y unter einander, gleich wie in den ersten Ausgaben des zürichdeutschen Wörterbuchs. Man kann sich auch daran gewöhnen. ARTHUR BAUR

WENN DIE MUNDART ZUM KURIOSUM WIRD

Im Jahresbericht des Kopenhagener Universitätsinstituts für dänische Dialektforschung schildert eine Mitarbeiterin, Inge Lisa Pedersen, ihre merkwürdigen Erfahrungen mit den Medien. Sie beobachtete, dass diese in einem ganz schiefen Verhältnis zu den Dialekten stehen. So reagierten TV, Radio und Presse auf eine Publikation über «Regionalismus und Identität am Beispiel des Jütländischen», wie wenn es eine beliebige Quelle für News wäre, um daraus eine Story zu machen.

Im übrigen berichtet die Verfasserin des zitierten Berichts, dass man allgemein feststellen könne, dass die Haltung der Allgemeinheit gegenüber den Dialekten heute viel positiver sei als früher, dass diesen heute niemand mehr auf den Pelz rücken wolle. – Versteht sich, was man nicht ernst nimmt, fürchtet man auch nicht.

Trotz der positiven Volksmeinung serbeln die Dialekte in Dänemark. Die Autorin bemerkt dazu, dass sich niemand mehr getraue, sie zu benützen, denn wer auf eine regionale Art spreche, werde als kuriose Person, als Provinzoriginal angesehen und mache sich lächerlich. «Wer zum Teufel», schreibt sie zum Schluss, «wird durch seine Sprechweise den Spott der anderen herausfordern wollen?»

Gibt es solches auch bei uns? A.B.